

Frieside's Inognito.

Ein Brief von Reinhold Ortman.

„Eine Schriftstellerin!“ „Ein Blauschiff — pfui Teufel!“

„Eine, die für Zeitungen schreibt!“ „Wahrlich! Geschichten im Stil des ‚Simplicissimus‘, man kennt ja diese Sorte von Dichtern.“

„Daraus darf natürlich niemals etwas werden!“

„Niemals! Das ist doch selbstverständlich.“

Herr Anton Frieside war zwar immer derselben Meinung wie seine bessere Hälfte, und er war es nicht etwa aus Furcht, sondern allezeit aus ehrlicher Überzeugung. Aber wie aus dem tiefsten Herzen kam seine Zustimmung doch nicht immer, wie in diesem Fall, wo es auch nicht den leisen Schatten einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seiner ebenso treuen wie nachsichtigen Gefährtin seines Lebens gab. Sie waren eins in ihrer sittlichen Entrüstung, und eins in ihrer unbegrenzten Entschlossenheit, das der Friesideschen Familienehre drohende Unheil abzuwenden um jeden Preis.

Ein Brief ihres Neffen Hans Frieside hatte den Sturm in ihren sonst so sanften und friedfertigen Gemüthern ausgelöst. Dieser leichtsinnige Sprünge ins Feld, der augenblicklich als Referendar an einem Amtsgerichte beschäftigt war — dieser gottlose Windhund genirte sich nicht, ihnen mitzutheilen, daß er im Begriff sei, sich mit der talentvollen jungen Schriftstellerin Ida Rüstau, der Verfasserin zahlreicher vielgelesener Novellen und feuilletonistischen Verlegungen, zu verloben, und er bat die gewissermaßen Elternstelle an ihm vertretenden Verwandten schließlich ganz unverfroren um die Erlaubnis, ihnen die Dame seines Herzens, die zu dem kleinen Ausfluge nach Joffen gern bereit sei, vorstellen zu dürfen.

Der oben mitgetheilte Schluß der durch diesen Brief heraufbeschworenen Unterhaltung zwischen dem Ehepaar Frieside bewies zur Genüge, wie wenig sie geneigt waren, sich den ihnen zugehenden Familienzuwachs gefallend zu lassen. Und wie es ihrer ganzen Charakteranlage entsprach, war namentlich Frau Adelheid für rasches und energisches Handeln.

„Auf lange Korrespondenzen wollen wir uns gar nicht einlassen“, erklärte sie, „denn mit der Feder ist dir der Teufelsjunge doch über, Anton. Dieser Geschichte kann nur durch persönliche Intervention mit der erforderlichen Schnelligkeit und Gründlichkeit ein Ende gemacht werden. Noch heute mußt du nach Berlin fahren, um diesem Grashüpfer so tüchtig den Kopf zu waschen, daß ihm ein für alle Mal die Lust zu betriegenen Ehegatten vergeht.“

Mit wahrer Opfermuthe erklärte sich Anton Frieside bereit, die schwere Pflicht zu erfüllen.

„Es ist zwar durchaus kein Vergnügen, an einem bitterkalten Februartage auf der Bahn zu liegen“, sagte er seufzend, „und sich nachher im Berliner Straßengedränge die Rippen zerquetschen zu lassen. Aber wenn das Wohl und Wehe der Familie auf dem Spiele steht, darf man nicht mehr an die eigene Bequemlichkeit denken. Laß mir den Koffer vom Boden holen, liebe Adelheid — ich werde reisen.“

Erst angeblickt dieser großen Bereitwilligkeit schienen Frau Adelheid einige Bedenken zu kommen. „Vielleicht betrachtest du es halb und halb als eine Vergnügungstreife, Anton“, sagte sie mißtrauisch. „Es soll gerade jetzt sehr lustig in Berlin zugehen.“

Seine getränkte Miene bewies zur Genüge, wie weise sie ihm mit diesen Worten gethan.

„Kannst du im Ernst so schlecht von mir denken, Adelheid? Wann hätte ich dir jemals Veranlassung gegeben, an mir zu zweifeln?“

„Na ja, ich traue dir's auch nicht zu. Denn wenn du in deinen Jahren noch anfangen wolltest, Dumtheiten zu machen, es wäre wirklich der Gipfel der Väterlichkeit. Du könntest ja längst Großvater sein, wenn der Himmel es so gewollt hätte.“

Mit dem Nachmittagszuge dampfte Anton Frieside nach Berlin. Ein Versuch, seinen Frau und seine weiße Ballwolle mit in den Koffer zu schmuggeln, war unter Adelheids allgegenwärtigen Augen gar nicht über das erste vorbereitende Stadium hinaus gekommen. Aber die Reife hatte sich doch um einen ganzen Hundertmarkthein erhöht, als es die liebe Gattin ahnte. Damit ließ sich schon was unternehmen.

Ein bekümmertes und lebenslustiger Herr in mittleren Jahren, mit dem Anton Frieside im Coupe bekannt geworden war, erwies sich als ein genauer Kenner der Berliner Verhältnisse, und ärgerte nicht, dem Reisegefährten einige wohlgeleitete Rathschläge zu geben.

„Sie kommen gerade noch zurecht für den großen Künstlermessenball, der heute Abend stattfindet und der das ausgelassenste Fest der ganzen Faschingszeit werden soll. Es wäre unentwerthbar, wenn Sie sich die Gelegenheit entgehen ließen, das Leben der Berliner Bohème gewissermaßen an der Quelle zu studiren.“

„Gehen Sie zu dem ersten besten Mastenverleiher und lassen Sie sich einen Domino geben. Wenn Sie dann noch eine Larve vor das Gesicht nehmen, ist das Kostüm fertig, und sofern Ihnen daran liegt, inognito zu bleiben, erkennt Sie kein Mensch.“

„Großartig!“ sagte Anton Frieside. „Ich danke Ihnen — danke Ihnen wirklich von ganzem Herzen.“

Er hatte zwar seiner Lebensgefährtin versprochen, gleich nach der Ankunft den pflichtvergessenen Referendar aufzusuchen, damit wenn möglich noch an diesem Abend jedes Band zwischen ihm und der blaustrumpfigen Ida zerschneiden werde. Aber er fand, daß es auch morgen noch früh genug sein würde, diese immerhin unerfreuliche Pflicht zu erfüllen. Und er zweifelte nicht, daß es ihm um so leichter fallen würde, den leichtfertigen veranlagten Neffen zur Tugend und frommer Sitze zu ermahnen, wenn er zuvor die Gefahren des Großstadtlebens recht aus eigener Erfahrung kennen gelernt hätte.

So befolgte er denn buchstäblich alle ihm von seinem freundlichen Reisegefährten erteilten Rathschläge. Er erfragte die Adresse eines Mastenverleiher's, wählte unter den ihm vorgelegten tuttenähnlichen Dominos einen möglichst unauffälligen von brauner Farbe aus und gab dem Manne seine Karte, damit er wisse, für wen der Domino im Hotel abzugeben sei.

Als er nach Vornahme einiger weiterer Befragungen dahin zurückkehrte, fand er denn auch das Kostüm bereits vor. Er probirte es sogleich vor dem Spiegel und fand, daß er sich darin äußerst würdevoll ausnehme. Hinter der schwarzen Sammetlarve und dem seidenen Kinnlappen war sein rundes Gesicht so vollständig verborgen, daß Frau Adelheid selbst ihren Geliebtesten in dieser Vermummung unmöglich hätte erkennen können. Und Herr Anton Frieside durfte also getrost die allerletzten Streiche begeben, ohne daß die bleiche Furcht vor einer Entdeckung seine frohe Faschingslaune hätte zu trüben brauchen.

Eine Eintrittskarte für die Redoute hatte er sich von dem Hotelporter besorgen lassen. Der Mangel eines Fracks machte sich unter dem Domino, den er natürlich während der ganzen Dauer des Balles würde anbehalten müssen, nicht weiter bemerkbar. Wegen und unternehmungslustig wie ein zu hohen Abenteuern aussehender Jüngling hängte sich Anton Frieside um die zehnte Stunde den Balletto über die Schultern und stieg nach kurzer Droschkenfahrt mit erwartungsvoll pochendem Herzen die breite, von bunten Gestalten überfluthete Treppe zum Ballsaal empor.

Da drinnen herrschte bereits ein schier sinnverwirrendes Treiben. Man mußte taumeln, wo man zuerst stehen sollte, so viel der reizvollen und anmuthigen Gestalten wirbelten da wie ein lustiges Märchenpiel durcheinander. Sicher im Bewußtsein seines unbedingten Inognito's begann der Onkel aus Joffen kritische Aufseher unter den weiblichen Mästen zu halten. Da, es nachten kaum fünf Minuten seit seinem Eintritt vergangen sein, tippte ihm jemand auf die Schulter und flüsterte ihm ins Ohr: „Guten Abend, Herr Frieside! Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie uns Berlinerinnen auch mal das Vergnügen machen.“

Der Angeredete war in seiner ersten Befürzung keines Wortes fähig. Und als er sich zu einer Frage auftraffen wollte, war der Sprecher schon wieder im Gemüth verschwunden. Es mußte einer von seinen hiesigen Bekannten gewesen sein, das unterlag keinem Zweifel. Aber wie der Mann es fertig gebracht hatte, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, von dem Anton Frieside sich umgeben wußte, war und blieb ein vorläufig noch unlösbares Räthsel.

Immerhin war es dem kleinen Herrn an dieser Stelle des Saales etwas unbehaglich geworden, und langsam hob er sich durch das muntere Gedränge nach der anderen Seite hinüber.

Fast aber wäre er vor Schrecken in die Arme getnickt, als ihn eines knallbunten, schellenklingelnden Harlekins kreischende Stimme überlaut ansprach: „Grüß Gott, Anton! Hat die deine Alte in Joffen auch den nötigen Urlaub gegeben?“

Schallendes Gelächter erhob sich ringsumher.

Und Anton Frieside glaubte nichts anderes, als daß plötzlich die Augen sämtlicher Anwesenden nur noch auf ihn allein gerichtet wären. Er hatte den schrecklichsten Wunsch, daß der Boden des Saales sich unter seinen Füßen öffnen und ihn mit samt dem diebscheulichen Harlekin, der nur der Gottliebsteins in eigener Person sein konnte, verschlingen möge. Scheu brüdete er sich an der Wand entlang, um einen Nebenraum zu gewinnen. Und es war durchaus keine bloße Vorspielung seiner erregten Sinne, als er auf diesem Wege ein paar Mal ganz deutlich hinter seinem Rücken sahen hörte: „Das ist Herr Anton Frieside aus Joffen!“ Er schloß sich und verängstigt ließ er sich an einem der kleinen gedekten Tische nieder, die in dem Nebenraume aufgestellt waren.

„Bringen Sie mir eine Flasche Seltenerwasser!“ rief er dem aufwartenden Kellner zu. Und der Mensch trat, als er fünf Minuten später das verlangte vor ihn hinsetzte, wahrhaftig

die Furcht, mit einem nichtswürdigen Grinsen zu sagen:

„Bitt' schön, Herr Frieside, — eine Flasche Seltener.“

Nun aber war es mit der Geduld des Gepeinigten zu Ende. Und wüthend auf den gereizten Puter wollte er eben auf den Kellner losfahren, als eine allerliebste kleine Hand sich begütigend auf seinen Arm legte und eine sehr angenehme, weiche Stimme sagte: „Ist es erlaubt, sich bei diesem edlen Getränk zu Gaste zu laden, schöne Wäste?“

Das war wenigstens endlich ein menschliches Wesen, das ihn nicht mit seinem Namen anredete. Und überdies war es ein Wesen, dessen Gesellschaft man sich wohl gefallen lassen konnte, eine schlanke, schmiegsame Bierette, deren dunkle Augen in lustiger Schelmerei aus den Faltungen der Sammetmäste blühten.

Bereitwillig räumte ihr Anton Frieside einen Platz an seinem Tische ein. Und er vertiefte sich sogar zu der süßen Frage, ob man statt des Seltenerwassers nicht vielleicht lieber eine Flasche Seltener trinken sollte. Aber die kleine Bierette schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. Sie trank nie etwas anderes als Wasser, erklärte sie, dabei bleibe das Herz schön ruhig und der Kopf hübsch klar. Nichtsdestoweniger war sie von einer so übersprudelnden Laune, als hätte sie schon eine Menge Champagner getrunken. Und von Minute zu Minute wuchs Anton Friesides Entzücken. Wie in seinem Leben war ihm ein anmuthigeres und gescheiteres Mädchen vorgekommen als diese muntere kleine Person. Er ließ sich schließlich sogar dazu hinreißen, seiner Bewunderung offen Ausdruck zu geben und sie mit beinahe unerlaubter Wärme um ein Lüftchen der Mäste zu bitten, die ihm das Allerhöchste neidisch verblühte.

Mit leisem Ruckern lehnte sich Bierette in ihren Stuhl zurück.

„Erst lassen Sie mir sagen, für was Sie mich halten!“

„Für eine Dame vom Theater“, rief er. „Ober vielleicht für eine Lehrerin, da Sie so scharflich viel wissen.“

„Fehlgeschossen! Da traue ich mir doch bessere Menschenkenntniß zu. Soll ich Ihnen sagen, für wen ich Sie halte?“

„Nun — das wäre ich doch neugierig!“

„Für Herrn Anton Frieside, Inhaber einer Baumwollen-Weberei und Drucker in Joffen!“

Der Unglückliche fuhr in die Höhe, als wäre er von einer Schlange gebissen worden. Brühend heiß ließ es ihm unter der Mäste und dem Domino über den Körper.

„Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Sagen Sie mir um des Himmels willen, mein Fräulein, woher Sie das wissen — oder ich verliere den Verstand!“

Sie wollte antworten, aber ein Dritter hatte sich zu ihnen gestellt, ein stattlicher junger Mann im Kostüm des fliegenden Holländers. Ohne seine Mäste zu lüften, streckte er Herrn Anton Frieside über den Tisch hinweg die Hand entgegen.

„Guten Abend, Onkel, hoffentlich hast du die liebe Tante Adelheid auch mitgebracht, damit ich auch ihr meine Braut vorstellen kann, mit der du dich wie ich zu meiner Freude sehr, inwieweit bereits bekannt gemacht hast.“

Es währte sehr lange, ehe Anton Frieside, vollständig niedergeschmettert von dem Uebermaß des Unerwarteten und Unbegreiflichen, ein Wort herausbringen konnte. Durchdrungen von der Invidia des Bemühens, sein Inognito hier noch vor irgend jemandem aufrecht zu erhalten, nahm er die schwarze Larve ab und zeigte dem Referendar wie seiner reizenden Bierette den Anblick eines recht kläglichen und zernücherten Gesichts.

„Nein, die Tante ist nicht hier“, sagte er kleinlaut, „und der Himmel verhöle, daß sie jemals etwas von meiner Anwesenheit auf diesem Mastenball erfährt. Die Ausichten für die Bewahrung des Geheimnisses sind allerdings schlecht genug. Denn hier wußte ja wie durch ein Wunder jeder meinen Namen.“

„Das Wunder, lieber Onkel, erklärt sich auf eine ziemlich einfache Weise. Du trägst ja deine Visitenkarte hinten an der Kapuze deines Domino mit dir herum.“

In hellem Entsetzen fuhr Anton Frieside mit beiden Händen nach der bezeichneten Stelle. Und da fand er dann richtig die Karte, die er vorhin dem Mastenverleiher eingehändigt und die dieser an dem Domino festgesteckt hatte, um eine Verwechslung zu verhüten.

Es hätte der Absonderlichkeit meiner geriaten Leser überlassen sein, sich das weitere auszumalen. Anton Frieside selbst hat über das, was noch fernher in dieser Nacht geschah, stets unverbürgliches Stillschweigen bewahrt. Aber der Ausführung seines Vorhabens in Bezug auf den Referendar und Fräulein Ida Rüstau müssen sich doch wohl allerlei unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt haben. Statt den Bund ihrer Herzen grauhaft zu zerreißen, lebte er als ein beherdeter Fürsprecher dieses Verlöbnißes in Joffen's heimische Gefilde zurück und zum ersten Mal während der ganzen Dauer seiner glücklichen Ehe geistlich, daß er seinen Willen gegen der geliebten Gattin durchzusetzen wußte. Von seinem Redenabenteurer hat Frau Adelheid glücklicherweise nie etwas erfahren.

Die größte Strafe.

Stizze von M. Thierh. Autorisirte Bearbeitung von A. Friedheim.

Als Jacques Trotier auf die Straßentrat, athmete er wie von einer Last befreit auf. Bis zum letzten Augenblick hatte er gefürchtet, daß irgend etwas, was wußte er nicht recht, seinen Plan vereiteln würde. Seine Frau hatte ihn ohne eine Frage gehen lassen; die Pfleger, welcher die kleine Suze beauftragt, nach all ihr Denken und Sinnen in Anspruch. Jacques hatte sich wohl gehütet, seiner Frau durch eine Bemerkung in die Erinnerung zu rufen, daß an dem Tage Rennen stattfand, und Frau Trotier hatte nicht verstanden, den Gatten zurückhalten.

Er winkte eine Droschke, wurde mit dem Kutscher über den Preis einig, und bald fuhr er, wie so viele andere, dem Arc des Triomphe zu.

Alles lacht und scherzt. Aber er, Jacques Trotier, denkt nur an eins; er macht sich nichts aus der gepulsten Menge, er fährt nicht mit der Absicht zum Rennen, die Pferde zu sehen; er will nur wetten! Weiß er doch ganz bestimmt, welche Pferde siegen werden und dementsprechend will er wetten.

Leichenbläß, obgleich die Hitze wahrhaft erstickend ist, folgt Jacques Trotier in die Aue, die er heimlich durch einen der Jodens hat, ist felsensicher. Jedesmal hat ein unglücklicher Zwischenfall gerade das von ihm gewählte Pferd getroffen. Dagegen kann man sich nicht schützen, das ist schon den besten Pferden passiert.

Da kommen die Pferde dahergeraus, alle zusammen... näher und näher jagen sie... ach! jetzt stieben sie auseinander... ein tausendstimmiges Hurrah begrüßt den Sieger. Das Rennen ist aus.

Mit langsamem Blick folgt Trotier eine Sekunde dem Pferde, auf das er gesetzt, eins von den letzten kommt es aus Ziel. Blötzlich springt Jacques von dem Stuhl, auf den er gestiegen, herab... und halt die Hände, als wolle er gleich irgend jemand für sein Verthun verantworten.

Wahrhaftig! immer hat er Recht! ewig und ewig geht das schon so!

Und nun? Nun handelt es sich klos noch um das Ende.

Er will aus dem Leben scheiden... was soll er auch weiter noch anfangen. Schwanzend, als wenn er betrunken wäre, verläßt Jacques Trotier den Rennplatz. Mit der Menge treibt er, wird dem Ausgang zugehoben, und dann geht er plan- und ziellos weiter. Der Strom hat sich verlaufen und endlich ist er fast allein. Ganz vereinzelt gehen ab und zu Spaziergänger an dem einsamen Mann, der in dumpfem Brüten auf einer Bank sitzt, vorbei.

Doch plötzlich hört er sich beim Namen rufen. „Trotier, Jacques, kennst du mich denn nicht mehr?“ „Sartre!“ ruft er, nachdem er den vor ihm Sitzenden eine Sekunde prüfend angesehen.

„Das netze ich aber einen Zufall!“ sing Sartre wieder an. „Freue mich, der Menschenmenge entflohen zu sein... und du, was machst du denn hier so allein?... Siehst ja ganz elend aus... hüßst du dich krank?“

Trotier zwingt sich zu einem Lächeln.

„Krank nicht... nur ein bißchen müde... freue mich aber, dich wiederzusehen, alter Junge... bist wohl auf Urlaub aus Afrika hier?“

Sartre lachte: „Ganz frisch von drüben komme ich nun zwar nicht... aber mit dem Urlaub stimmt's... ist heiß drüben hergegangen... na, ich hab's wenigstens zum Major gebracht... in meinen Jahren immerhin schon ganz nett... aber du, was treibst du denn? habe gehört, daß du den Dienst quittirt hast... warum?“

Es hat mir leid gethan, dachte, du wärest mit Leib und Seele dabei... als wir uns trennten, warst du doch ganz zufrieden. Ist Deine Frau...“

Sartre zögerte. Jacques' undüsteres Gesicht ließ ihn auf irgend einen Kummer schließen. Sie hatten sich so lange nicht gesehen. Da konnte manches passiert sein.

„Meiner Frau hat es sehr leid gethan, als ich meinen Abschied nahm.“

„Gehst ihr gut?... Und Euer Kind?“ „Jeanne ist wohl...“

„Suzie... Suzie ist... viel leidend.“

„Was fehlt ihr denn?“

„Oh... Blutarmuth...“

„Nun, davon kann man doch gelunden... freilich nicht in der Großstadt. Gehst du nicht mit den Deinen im Sommer fort?“

Jacques sah den Freund mit ihrem Blick an. Diese so einfache Frage schien ihn ganz um alle Fassung zu bringen. Und plötzlich schlägt er beide Hände vor's Gesicht und schluchzt wie ein Kind. Der Freund ließ ihn sich erst ruhig ausweinen.

Unglück vor, erzählt Trotier sein Leben.

„Ach, wenn du wüßtest, wie es um mich steht! Ich habe den bunten Mod ausgezogen... habe mich durch einen Kameraden zum Spiel verleiten lassen... habe wie ein Wahnsinniger gespielt und immer verloren... ich habe Schulden gemacht. Meine Frau hat bezahlet, so lange sie noch was hatte, und dann... ist nur noch ein kleines Erbtheil geblieben, das unserm Kind von einer Tante zugefallen ist.“

„Das Geld ist fast alle und die Zinsen genügen gerade, um nicht Hungers zu sterben. Wir sind hier nach Paris gezogen und ich hoffe eine Thätigkeit zu finden, aber nichts hat sich geboten.“

„Und nun leben wir so von der Hand in den Mund...“

„Es wäre noch schlechter um uns bestellt, wenn Jeanne ihr Maltalent nicht verwerthete; sie malt für eine große Fabrik.“

„Deine Frau arbeitet und du thust nichts!“

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich nichts gefunden habe, was sich einigermaßen annehmen ließe.“

„Über die Arbeit Deiner Frau, die kannst du annehmen? Verzeih' mir, ich habe da drüben vergessen, meine Gedanken in höfliche Formen umzuwandeln. Ich sag' immer grad' heraus, was ich denke. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich würde lieber Honblanger geworden sein!“

Jacques Trotier lachte höhnlich auf. „Du hast schon eine rechte Meinung von mir... aber hör' nur erst weiter.“

„Suzie ist krank, so krank, daß der Arzt einen Luftwechsel als einzige Rettung für sie sieht. Er hat uns das gesagt. Jeanne ist zu dem Fabrikbesitzer gegangen und hat ihm demüthig die ganze Lage auseinandergesetzt.“

„Demüthig! Ich nenne das mutthig! Wir verstehen uns allerdings nicht, wie es scheint... nun und...“

„Der Mann, der auf Jeanne's Arbeiten Werth legt, hat ihr das nötige Geld vorgeschossen, um einen Aufenthalt in Arcachon zu ermöglichen. Da soll Suzie hin. Jeanne hoffte, daß sie, wenn sie erst dort ist, auch Arbeit finde... für ein Geschäft in Bordeaux zu arbeiten... Maltstunden zu geben... ich weiß nicht, was noch alles.“

Jacques sprach jetzt ruhiger. Es ging ihm merkwürdig während er so sein und der Seinen Leben schilderte, kam es ihm vor, als wenn er vor Dritten spräche, die ihn gar nichts weiter angingen.

„Und reist Ihr nun?“ fragte Sartre.

„Ach mein... es wird nichts daraus, weil... weil...“

Jetzt war er wieder in der Wirklichkeit. Es erfaßte ihn wie ein Fels vor sich selbst, und das Verlangen, ein Ende zu machen, trat als brennender Wunsch an ihn heran.

„Es ist unmöglich, weil...? hör' mir genau zu... weil ich ein Lump bin. Gestern hatte Jeanne das Geld erhalten. Uebermorgen sollten wir reisen. Aber als ich die Kassenheime gesehen habe... da hat's mich gepackt... und als wenn's so sein sollte, bin ich einem Bekannten begegnet, der hat mir versichert, ganz genau über die Pferde, die rennen sollten, Bescheid zu wissen; ich habe das Geld aus der Kommode meiner Frau genommen... eben komme ich vom Rennen...“

„Du hast es verloren?“

„Alles, bis auf den letzten Pfennig.“

Einen Augenblick schweigen beide. Jacques sah da mit gelentem Kopf. Dann fragte Sartre kalt: „Und was willst du nun thun?“

„Mit einer Kugel durch den Kopf jagen.“

„Natürlich... noch eine letzte Schlechtigkeit.“

„Oh!“

„Ich beleidige dich nicht; ich urtheile über dich... dazu hast du mich durch dein Gesandniß das Recht gegeben... hör' mich also an... jämmerlich wäre es, seige... eine niederrichtige Handlung, wenn du nun einfach das Leben von dir werfen wollest... habe den Muth, die Folgen Deiner That auf dich zu nehmen! Was! Dein Weib kämpft mutthig, um das Kind zu retten... Euch alle über Wasser zu halten, und du bist zu vornehm, um eine Stellung anzunehmen!... aber nicht zu vornehm, um dein Weib zu he...“

„Schweig... schweig... siehst du nicht, daß ich wahnsinnig, verjüngelt bin... was soll ich thun?“

„Dich auflassen.“

„Aber wie?“

„Wenn ich dir nun die Summe, die du verloren hast, vorstiehe... leisten würde... willst du mir dann schwören, dich zu bessern?... willst du mir gehorchen?“

„Ach, Papa, weißt du... ich möchte lieber nicht fort... das kostet so viel Geld und... wenn es immer so sein soll wie jetzt... wenn Mama immer weint... ach ja, sie weint... wenn du nicht da bist und wenn sie denkt, ich schlafe... wenn das immer so sein soll... weißt du, Papa, das ist zu traurig... dann möcht' ich lieber... nicht gefunden werden...“

Die Worte des Kindes trafen den Mann wie ein Schlag ins Gesicht; sie sind schwerer für ihn, als es vorhin das Geständniß war, das er seiner Frau abgelegt, sind für ihn die größte Strafe. Und als die Mutter das Kind liebt und ihm von den schönen Tagen, die nun kommen werden, erzählt, da haßt Jacques Trotier nach der Hand seiner Frau und brüdt seine heißen Lippen wie zum Schwur darauf.

Aus alten Tagen.

Wie erzählt wird, soll Kaiser Heinrich der Dritte im Jahre 1052 nach der Feier des Osterfestes die Stadt Speier im Unwillen verlassen haben, weil ihm die Anlage der Königsgräber hätte nicht der kaiserlichen Würde angemessen schien. Und in der That hat sich bei den am 1. August 1900 begonnenen Ausgrabungen herausgestellt, daß die Kaisergräber nach jeder Hinsicht höchst einfach waren. Der heutige Königschor, zu dem neun Stufen aus dem Mittelschiff emporführen und der die Kaisergräber birgt, entstand erst beinahe hundert Jahre später durch Auffüllungen über den Gräbern. Diese lagen unter und in dem Schutz. Die östliche vordere Reihe enthält in der Mitte den Sarg Konrads des Zweiten, nördlich daneben die Särge Heinrichs des Dritten und Bierns, südlich die der Kaiserinnen Gisela und Bertha. Diese fünf gänzlich schmucklosen, ja theilweise rohen Sanbsteinfiguren waren durch eine wagrechte Mauerlinie von 82 Cm. Höhe vor den Angriffen der Franzosen geschützt und deshalb unversehrt. Anders die später oberhalb im Schutz der zweiten Auffüllung beigelegten Särge Heinrichs des Fünften, Adolfs von Nassau, Albrechts von Oesterreich, der Kaiserin Beatrix (Gemahlin Barbarossas), ihres Töchterchens Agnes und Rudolfs von Habsburg. Sie lagen nur 58 Centimeter unter dem Boden des Königschores und waren von den Franzosen gretlich verwüthet, ausgenommen das Grab Philipps von Schwaben, das offenbar durch den aufgehäuften Schutz verdeckt wurde.

Nachdem sämtliche Gräber bloßgelegt und die Schuttmassen beseitigt worden waren, wobei auch wichtige Entdeckungen für die Baugeschichte sich ergaben, konnte an Stelle der seit herigen Verschüttung die nunmehrige Gruft erbaut werden. Gemäß dem Gutachten der Architekten Gabriel v. Seidl, Frhr. v. Schmidt und Oberbaurath Stempel sollte dieser Bau in Rücksicht auf die Einfachheit der Gräber und im Einklang mit dem Stile des Doms sowie auch unter Einhaltung der bestehenden Raumverhältnisse und Schonung alter Baureste gerade durch den Ernst einfacher Gestaltung wirken. Gleichwohl fehlt es da unten auch nicht an würdigem Schmuck von edelgemachten Stoff und künstlerischer Arbeit. Ein Thor aus Bronze aus dem Mittelalter, nach Angabe der obengenannten Architekten und Otto Hupp's, von Prof. Prusta modellirt und von Hupp gefertigt, soll den Ausgang zur Gruft aus der östlich davon gelegenen Apside, der größten in Deutschland, abschließen. Gegenüber an der Westseite weist von links nach rechts aus Seitenthüren je eine Hängelampe, in vergoldeter Bronze nach einem römischen Vorbild gearbeitet, ihren Schein auf einen in der Mittelreihe angebrachten Steinaltar, auf dem zwischen zwei kunstvollen, wie alle Metallarbeiten von Meister Hupp ausgeführten romanischen Bronzeluchtern ein reichgezierter Reliquienkruz den goldenen Widerschein über die davor liegenden Gräber nach dem Eingang sendet.

Doch die eigentliche Kaiserpracht sollte nicht unter den preisgekrönten Lonnengewölben der Gruft, sondern oben in den lichten Hallen des hohen Königschores sich entfalten. In dessen Boden sind je sechs große Platten aus weißem Sandstein den Gräbern entsprechend in zwei Reihen eingelassen. Jede Platte enthält in eingeleiteten Bronzebuchstaben eine auf den unten bestatteten Leichnam bezügliche Inschrift. Darüber hängen gleichfalls in zwei Reihen je sechs vierarmige Kronleuchter, in Kupfer getrieben und vergoldet, jeder von dem anderen im Kleinornament verschieden. Weiter oben, etwas höher als der Baldachin des Hochaltars, schneidet das Triumphkreuz, in vergoldetem Kupfer über einem Kern von Eisenholz in getriebener Arbeit ausgeführt. In gleicher Kunstfertig, übertrahlt unter dem Schmel des Triumphbogens die 2 Meter im Durchmesser mächtige Kaiserfontäne Karls des Großen bedeutungsvoll das Ganze, eine Erinnerung an die alte, eine Mahnung an die neue Kaiserberherrlichkeit und eine endgültige Erfüllung des vor sechzig Jahren vom Kaiser des „Donnerlied“ gedachten Kaiserthoms:

„Du sollst jezt wieder glänzen In rührender Pracht, Wie sich's geschiet den Toten In deiner Hut und Wacht.“

Zimmer.

Kaufmann über die Strafe herüber zu seinem Konkurrenten: „Apropos, Herr Nachbar, wenn heute ein Baumwollreifender zu Ihnen kommt, schmeißen Sie ihn doch mal herüber!“